

Cornejo, Renata

"Im Namen des Gesetzes, der Vernunft und der Angst" : zum feministischen Postulat einer Ich-in-Beziehung in Anna Mitgutschs Roman Die Züchtigung

Brünner Beiträge zur Germanistik und Nordistik. 2008, vol. 22, iss. 1, pp. [85]-100

ISBN 978-80-210-4702-0

ISSN 1211-4979

Stable URL (handle): <https://hdl.handle.net/11222.digilib/105955>

Access Date: 17. 02. 2024

Version: 20220831

Terms of use: Digital Library of the Faculty of Arts, Masaryk University provides access to digitized documents strictly for personal use, unless otherwise specified.

RENATA CORNEJO

**„IM NAMEN DES GESETZES, DER VERNUNFT
UND DER ANGST“. ZUM FEMINISTISCHEN POSTULAT
EINER ICH-IN-BEZIEHUNG IN ANNA MITGUTSCHS ROMAN
*DIE ZÜCHTIGUNG***

Abstract:

Der Beitrag geht der Frage nach, wie das postfeministische Postulat von einer In-Ich-Beziehung (Luce Irigaray) im Roman *Die Züchtigung* der österreichischen Autorin Anna Mitgutsch künstlerisch umgesetzt wird. Am Beispiel der Sprache und „Körpersprache“ wird die Sozialisation eines weiblichen Ich nachgezeichnet, das ihre Identität als eine Ich-in-Beziehung mit verwischten Identitätsgrenzen entwirft, bzw. als eine ‚Verdoppelung des Ich‘ realisiert. Die Konkretisierung des Dilemmas des weiblichen Ich am Beispiel der ambivalenten Mutter-Tochter-Beziehung verdeutlicht die Folgen und Schädigungen einer körper- und frauenfeindlichen Erziehung, die sich sowohl konstituierend als auch hemmend zugleich für das weibliche Selbstverständnis erweist.

Feministische Theorien der 1980er Jahre gehen davon aus, dass die weibliche Identitätsentwicklung grundlegend von der Mutter-Tochter-Beziehung geprägt wird. Sie wird zur Quelle und zum Zentrum der weiblichen Identität schlechthin erklärt und auf ihre Ambivalenz hin untersucht. Dabei ist die Verankerung der Mutter in der Gesellschaft (ihre Vergesellschaftung) entscheidend, da die Mütter ihre Töchter erziehen und sozialisieren. Angeregt durch Juliet Michells *Feminism and Psychoanalysis* (1974) unterziehen die feministischen Psychoanalytikerinnen seit den 1970er Jahren die Freudsche Theorie der weiblichen Identitätsentwicklung einer harten Kritik, da sie die männliche Entwicklung als Norm setzt und stellen die Komplexität der Mutter-Tochter-Beziehung in den Vordergrund. Die Entwicklung der weiblichen Identität wird in der Beziehung zur Mutter begründet, die entscheidend für die Gestaltung der weiblichen Psyche der Tochter und zugleich für deren Sozialisierung im Sinne des Patriarchats verantwortlich ist. Die wichtigste theoretische Basis lieferte die Studie von Nancy Chodorow, die auf die Unterschiede in der präödpalen Phase von Jungen und Mädchen hingewiesen hat, die von unterschiedlicher Dauer ist (bei Mädchen länger) und auch unterschiedlich erlebt wird: Nach Freud überwindet das Mädchen die präödpale Beziehung zur Mutter, wendet sich von ihr ab und dem Vater zu. Diese Beziehung zum Vater kann aber, so Chodorow, nur aus dem Kontext der weiterbestehenden Mutter-Tochter-Beziehung begriffen werden. Das weibliche Ich und dessen Identität wird somit als eine Ich-in-Beziehung definiert, wobei auch die sozialen

Bedingungen und Strukturen von psychologischen Prozessen berücksichtigt werden (z.B. die Stellung der Frau in der Gesellschaft, ihre Mutterrolle).¹

Um ein eigenes Ich-Gefühl und Selbstbewusstsein zu entwickeln, ist eine Trennung von der Mutter erforderlich, denn die mütterliche Allmacht bedroht die Ich-Entwicklung der Tochter und perpetuiert den Zustand ihrer Abhängigkeit. Die Tatsache, dass die Tochter vom selben Geschlecht wie die Mutter ist, an der sie sich spiegelt und aufrichtet, hindert sie daran, ein von der Mutter unterschiedliches Selbstbild, d.h. ein eigenständiges Ich zu bilden. Das weibliche Ich will sich einerseits von der Mutter distanzieren, andererseits ist es mit ihr eng verbunden. Der Blick in den Spiegel bedeutet für die Tochter, dass sie zuerst die Mutter in sich selbst sieht, sekundär sich selbst in ihrer Mutter. Nach Irigaray entstehe gerade aus diesem Dilemma heraus eine weibliche Identität, die als eine ‚Verdoppelung des Ich‘ bzw. eine Vervielfältigung eines ‚Ich‘ aufzufassen sei.² Indem die weibliche Identität als Ich-in-Beziehung mit verwischten Identitätsgrenzen definiert wird, erfährt die Ambivalenz der Mutter-Tochter-Beziehung als ‚typisch weibliches Charaktermerkmal‘ eine positive Aufwertung. Dabei wird die Bedeutung der Mutter als Metapher für das Unzertrennliche, Unbegrenzte, Ineinander-Fließende und Fluide für die weibliche Identität von Bedeutung.

Mit dem Begriff ‚weibliche Identität‘ ist eng der Begriff der ‚weiblichen Erfahrung‘ verbunden, unter welchem Mitgutsch die gemeinsame Erfahrung der Mütter und deren Töchter versteht: „[...] das Schicksal der Mütter setzt sich in ihren Töchtern fort.“³ Das sich wiederholende und in einer Mutter-Tochter-Beziehung reproduzierende ‚Schicksal‘ meint einerseits die Allmacht der Mutter gegenüber ihrer und über ihre Tochter, andererseits die Ohnmacht beider in einer patriarchalisch strukturierten Gesellschaft (Ohnmacht gegenüber dem symbolischen Vater). Die gespannte und ambivalente, konfliktbeladene Mutter-Tochter-Beziehung kann in diesem Sinn auch als Kritik bzw. Widerstand gegen diese Ordnung gedeutet werden.

1. Die Verdoppelung des weiblichen Ich in der Mutter-Tochter-Beziehung

Das zentrale Thema des Romans *Die Züchtigung* von W.A. Mitgutsch (1985) ist, in der Überwindung der Verbundenheit mit der Mutter die eigene weibliche Identität zu finden. Indem die Ich-Erzählerin Vera das Leben ihrer Mutter Marie in einer chronologisch erzählten Biographie zu rekonstruieren versucht (Binnengeschichte) und diese in Beziehung zu ihrem eigenen Leben setzt (Rahmengen-

¹ Vgl. Chodorow, Nancy: *Das Erbe der Mütter*. München: Frauenoffensive, 1985.

² Vgl. Irigaray, Luce: *Et l'une ne bouge pas sans l'autre*. Paris: Edition de Minuit, 1979, S. 1–24 (Dt. „Und die eine bewegt sich nicht ohne die andere.“ In: *Freibeuter* 2/1979).

³ Mitgutsch, Anna: *Die Züchtigung*. München: Deutscher Taschenbuchverlag, 1993, S. 10. Alle weiteren Quellenangaben werden im Text in runden Klammern hinter dem Zitat, als „Zü“ abgekürzt, angeführt.

schichte), wechselt die Ich-Erzählhaltung ständig zwischen Narration und deren Nachprüfung bzw. Relativierung durch Reflexion, so dass von einer ‚doppelten Perspektive‘ gesprochen werden kann. Der eigentliche Erinnerungsvorgang wird durch den Aufschreibeprozess zu einer Suche nach sich selbst innerhalb einer ambivalenten Mutter-Tochter-Beziehung, ausgelöst durch die Frage der Tochter „War deine Mutter so wie du [...]“ (Zü:5), die als Motto und einleitender Satz den ganzen Roman eröffnet. Die Antwort darauf ist Veras klare Abgrenzung von ihrer eigenen Mutter, die ganz anders gewesen sein soll als sie. Die Tochter definiert sich in ihrer Identität als die ‚Andere‘ und das „Gegenteil“ (Zü:5). Das Wort Gegenteil birgt in sich das Wort ‚Teil‘ und die Bedeutung ‚ein Teil von etwas sein‘, welche in Bezug auf Veras Identität im Sinne von Irigaray auf die Verdoppelung des weiblichen Ich und dessen problematische Ich-Setzung gegenüber der Mutter verweist. Während der Fragestellung blickt Vera (als Mutter der fragenden Tochter) in den Spiegel und sieht sich mit ihrem eigenen Spiegelbild konfrontiert. Der Blick in den Spiegel, der nach der Lacanschen Theorie des ‚Spiegelstadiums‘ das Subjekt zum Objekt entfremdet, hat die Objektivierung und die In-Frage-Stellung des eigenen Selbstverständnisses zur Folge. Indem sich Vera (hier die Tochter) in ihrem Spiegelbild als die eigene Mutter erkennt, wird sie durch den ‚fremden‘ Blick (Blick der Mutter) vom Subjekt zum Objekt entfremdet: „[...] sie [Mutter] betrachtet mich aus dem Spiegel, wenn ich mich unbeobachtet fühle [...].“ (Zü:246) Das Aufheben der eigenen Ich-Setzung als Subjekt leitet den Prozess der Distanzierung und Reflexion derselben ein, indem die eigene weibliche Identität in der Auseinandersetzung mit der Mutter als Verdoppelung des Ich überprüft wird – eines Ich, das ein „Rätsel und eine Selbstverständlichkeit“ (Zü:5) zugleich ist wie ihre Mutter für sie. Der durch die Frage der Tochter eingeleitete Schreibvorgang wird zur Identitätssuche, in der die Gegenüberstellung der Kindheitserinnerungen der Mutter und der eigenen zur Abgrenzung des eigenen weiblichen Ich von der Mutter dienen soll. Diese Abgrenzung, die die Tochter zu diesem Zeitpunkt erfolgreich vollzogen zu haben glaubt, meint sowohl eine *psychische* – im Sinne einer Subjektsetzung, einer Entwicklung der eigenen weiblichen Identität und des Selbstwertgefühls, als auch eine *soziale* – im Sinne der Ablehnung der von der Mutter vermittelten patriarchalen Normen und Werte und deren Reproduktion durch die Weitergabe an die nächste Töchtergeneration.

Durch die Sozialisierung in einem autoritär-patriarchalen System mit kirchlich-patriarchalem Vokabular erlebte die Mutter (Marie) die Einordnung der Frau in eine patriarchalische Gesellschaft (und somit des Weiblichen in die symbolische Ordnung) am eigenen Leib als sprachliche und körperliche Züchtigung und reproduzierte diese gegenüber der Tochter (Vera) in deren Sozialisation. Sie bediente sich dabei der Erziehungsmittel der so genannten ‚schwarzen Pädagogik‘⁴ und der

⁴ Der Begriff „schwarze Pädagogik“ geht auf den Titel des gleichnamigen Buches von Katharina Rutschky zurück, in dem sie das Phänomen der autoritären Erziehung beschreibt, deren Mittel Ängstigung, Drohung, Liebesentzug, Demütigung, Verachtung, Spott, Beschämung und v.a. die körperliche Züchtigung (Prügel) sind und die dadurch die systematische Zerstörung des Selbstwertgefühls und der Identität des Menschen zur Folge hat. (vgl. Rutschky,

internalisierten ‚Vatersprache‘, die ihr in der Funktion des symbolischen Vaters als wirksames Machtinstrument helfen sollen, das durch die Tochter repräsentierte Weibliche zu ‚bändigen‘ bzw. als das ‚Andere‘ zu reglementieren und unter Kontrolle zu bekommen. Nach der Geburt einer Tochter ist Marie sichtlich enttäuscht, da sie überzeugt ist, dass sie sich durch einen Jungen in der Gesellschaft besser durchsetzen und behaupten könnte (vgl. Zü:77). Der Körper der unerwünschten Tochter wird von der Mutter als Erweiterung ihres ‚sozialisierten‘ und somit ‚beschädigten‘ Ich erfahren und dient nun als Projektionsfläche des eigenen Selbstbildnisses nach außen hin. Indem sie den verdrängten (weil nicht erlaubten und gesellschaftlich sanktionierten) weiblichen Teil ihres Selbst auf die Tochter projiziert, kann „endlich der innere Feind nach außen gejagt“⁵ und das ‚Andere‘ ausgelöscht werden. Andererseits verkörpert aber die Tochter einen (untrennbaren) Teil der Mutter und funktioniert als Liebesersatz für die erlittene Lieblosigkeit. Sie wird zum Identifikationsobjekt, mittels dessen die Mutter die eigenen unerfüllten Wünsche, Hoffnungen und Träume verwirklichen kann – die Tochter soll stellvertretend für die Mutter den sozialen Aufstieg schaffen. Die Tochter ist „ihr einziger Besitz“ (Zü:89), Potential und Mittel zum Zweck und zugleich auch die Projektion der eigenen Unterdrückung und der Internalisierung des Weiblichen als das Minderwertige und Negative im Allgemeinen. Die Züchtigung, Erniedrigung und Verleumdung des weiblichen Körpers der Tochter dient zur Legitimierung der Stellung der Mutter und ihres Leidens, das Opfer wird zum Täter. In der doppelten Rolle der Täterin und des Opfers bleibt sie innerhalb des masochistischen Schemas gefangen, die Ausübung der Macht ist zugleich der Ausdruck der eigenen Ohnmacht.⁶ Diese sadomasochistische Ambivalenz der Mutter-Tochter-Beziehung charakterisiert die Tochter rückblickend als eine pervertierte Hass-Liebe: „Sie liebte mich mit einem verzweiferten Masochismus, sie haßte mich dafür, nicht die spontane Erfüllung aller ihrer Träume zu sein.“ (Zü:90)

Diese Ambivalenz funktioniert auch in umgekehrter Richtung und prägt entscheidend die Beziehung der Tochter zur Mutter: „Mama bedeutete Geborgenheit und Ausgesetztsein, sie konnte mich fast vor allem beschützen, außer vor sich selbst.“ (Zü:136) Durch das Praktizieren der ‚schwarzen Pädagogik‘, des unberechenbaren Wechsels zwischen Zuwendung und Bestrafung, bedeutet die Mutter für die Tochter als die einzige Bezugsperson zwar Geborgenheit, zugleich aber auch Gefahr: „[...] sie liebte mich über alles und über alle Maßen, sie liebte mich auch, wenn sie mich schlug und wenn sie sich beklagte, mit einem Ausbund an Häßlichkeit und Minderwertigkeit gestraft zu sein.“ (Zü:136) Die Tochter funktioniert als Projektion der Minderwertigkeitsgefühle und der beschädigten

Katharina (Hg.): *Schwarze Pädagogik*, Berlin: Ullstein, 1977.)

⁵ Miller, Alice: *Du sollst nicht merken. Variationen über das Paradies-Thema*. Frankfurt am Main: Suhrkamp TB, 1995, S. 96.

⁶ Vgl. Kosta, Barbara: *Muttertrauma: Anerzogener Masochismus*. Waltraud Anna Mitgutsch, *Die Züchtigung* und Elfriede Jelinek, *Die Klavierspielerin*. In: Kraft, Helga/Liebs, Elke (Hrsg.): *Mütter – Töchter – Frauen. Weiblichkeitsbilder in der Literatur*. Stuttgart/Weimar: J.B. Metzler, 1993, S. 243–265, S. 248.

weiblichen Identität der Mutter und dient zur Reproduktion des mangelnden Ich-Gefühls und der internalisierten Bewertung des Weiblichen als das Negative. Da das Ich der Mutter von dem Ich der Tochter nicht getrennt und nicht trennbar ist (Irigaray), wird das Selbstwertgefühl der Mutter, die sich noch mit vierzig Jahren als „ein Nichts, ein Niemand“ fühlt (Zü:210), von der Tochter verinnerlicht, sie kann ihr eigenes Selbstwertgefühl nur in Verbindung mit der Mutter konstruieren (vgl. Zü:135). Der strafende Blick der Mutter, der die Tochter zum Ungeziefer reduziert (vgl. Zü:96), kann in Anlehnung an Kafkas *Verwandlung* als der Ausdruck des voranschreitenden Ich-Verlustes bis zur absoluten Wertlosigkeit bzw. Ichlosigkeit gedeutet werden.

Die Identifikation mit der Mutter bedeutet eine fortschreitende Selbstaufgabe, Selbstverachtung und den Selbstverlust, da die Tochter das ihr immer wieder vorenthaltene, negative Spiegelbild der Mutter in sich selbst verinnerlicht und am Ende selbst von der eigenen „ungeheure[n] Schlechtigkeit“ (Zü:96) überzeugt ist. Ein positiver Gegenentwurf der eigenen Identität bleibt unmöglich und undenkbar, da nach Irigaray Mutter und Tochter als Doppelgängerinnen aneinander gefesselt sind und sich nicht trennen können. Ein Blick in den Spiegel bestätigt die Gleichheit (Einigkeit) der Tochter mit der Mutter im Sinne eines Doppelwesens, als sich Vera in einem Schaufenster in dessen Spiegelbild als die eigene Mutter erkennt: „[...] und da ist sie, die Haare unter dem viereckigen Tuch, die Arme an den Körper gepreßt, mit ihrer eigentümlich zögernden, schwermütigen Kopfbewegung und den erschrockenen Augen.“ (Zü:134) Diese Verbindung als janusköpfiges Doppelwesen (Verdoppelung des Ich) besiegelt die Unzertrennlichkeit und verweist auf die innere Zwiespältigkeit, die sich daraus ergebende Spannung und den unlösbaren Konflikt. Die Konstitution des weiblichen Ich scheint, da sie durch die Herauslösung aus der fesselnden und unzertrennbaren Mutter-Tochter-Beziehung bedingt ist, de facto unrealisierbar, da jede Subjektsetzung eine Ich-Abgrenzung des einen Teiles gegenüber dem anderen involviert, d.h. die Ich-Setzung des einen bedeutet den Ich-Verlust des anderen Teiles und umgekehrt, und somit eine existenzielle Bedrohung. So droht die Mutter ihrer Tochter, die sich auf eigenen Füße stehen und in der Stadt studieren will: „Wenn du mir davongehst, Kind, das überlebe ich nicht [...], wie soll ich denn leben ohne dich [...]?“ (Zü:218) Und tatsächlich stirbt die Mutter, als sie die Tochter verlässt und in die Stadt geht.

Durch den Tod der Mutter werden jedoch statt der erwarteten Befreiung bei der Tochter Schuldgefühle ausgelöst, das weibliche Ich erscheint fragmentiert und hin- und hergerissen: „[...] mein anderes Ich [...]. Der kleine Teufel und meine Mutter schlagen sich um die Herrschaft, ich hab da nichts mitzureden [...].“ (Zü:176) Das anfängliche Triumphgefühl, dem „Gefängnis“ (Zü:176) entkommen zu sein und sich frei entwickeln zu können, erweist sich bald als eine Illusion und bloßes Wunschbild, Veras Annahme – „Gott sei Dank, daß sie so früh gestorben ist, ich hätte mich unter ihrem Blick nicht entfalten können“ (Zü:5f.) – als Trugschluss. Denn die Mutter bleibt auch nach ihrem Tod ein fester Bestandteil des Selbstverständnisses der Tochter, die sich nach wie vor der Kontrolle der Mutter

nicht endgültig entziehen kann. Von der Mutter besetzt und gefangen fühlt sich die Tochter überall von ihr verfolgt und beobachtet: „[...] aus den Spiegeln sah sie mich an mit ihrem irren Blick und vom Weinen verwaschenen Zügen.“ (Zü:198) So wird die Tochter Vera von der omnipotenten und omnipräsenten Mutter nachhaltig auch nach ihrem Tod geprägt.

Am Ende muss sich auch Vera eingestehen, als Mutter versagt zu haben und durch die Wiederholung des Verhaltensmusters der eigenen Mutter, wenn auch auf eine andere Art und Weise, die Glücksfähigkeit der eigenen Tochter zerstört zu haben, so wie ihre Mutter bei ihr (vgl. Zü:156). Trotz bewusster Ich-Abgrenzung gegenüber der Mutter als Entgegensetzung ist es ihr nicht gelungen, die eigene Tochter vor der ‚Erbchaft der Selbstzerstörung‘ zu bewahren. Veras Identitätskonzeption und Subjektsetzung wird durch die Reflexion der Beziehung zur Mutter in Frage gestellt, die Loslösung von der Mutter als Illusion entlarvt:

Der Kreis, aus dem ich auszubrechen gehofft, hat sich unentrinnbar geschlossen, alle Beweise sind erbracht, alles war vorauszusehen, meine Mutter hat mich eingeholt, ich habe mich eingeholt, wir haben uns eingeholt und zurückgenommen. (Zü:213)

Der Kreis hat sich geschlossen, die Tochter begreift, dass sie sich nie ganz aus der symbiotischen Mutter-Tochter-Beziehung herauslösen kann und dass sich ihr weibliches Ich nur als Vervielfältigung eines Ich erfahren kann – als Verdoppelung durch und in der Mutter: „Meine Mutter ist meine Doppelgängerin, die zufällig vor mir da war.“ (Zü:134) Eine endgültige Trennung, eine klare Abgrenzung ist nicht möglich, die Körper der Tochter und Mutter scheinen zum Schluss des Romans beliebig austauschbar:

Sie hat sich in mich verwandelt, sie hat mich geschaffen und ist in mich hineingeschlüpft, als ich gestorben bin vor sechzehn Jahren, als sie mich totgeschlagen hat vor dreißig Jahren, hat sie meinen Körper genommen, hat sie meine Gedanken an sich gerissen, hat sie meine Gefühle usurpiert. (Zü:246)

Diese ‚kleine Bilanz‘ unterstreicht die Unmöglichkeit, die Mutter endgültig hinter sich zu lassen. Denn die Mutter auszulöschen, würde die Selbstausschöpfung des weiblichen Ich bedeuten, da sie dessen fester Bestandteil als Verdoppelung des Ich ist und bleibt. Der zentrale Satz des Romans „das Schicksal der Mütter setzt sich in den Töchtern fort“ (Zü:10) fasst programmatisch zusammen, dass die Konstitution des weiblichen Ich innerhalb eines patriarchalischen Systems und der symbolischen Ordnung der Sprache immer als ein geschädigtes und deformiertes Ich problematisch, wenn nicht unmöglich bleibt. Andererseits kann der Erinnerungs- und Schreibprozess der Ich-Erzählerin als ein Versuch gedeutet werden, die Beziehung zur Mutter und die eigene Prägung durch sie vor allem im sozial-historischen Kontext zu verstehen und sich von dieser durch die Reflexion zu distanzieren. Der Vereinnahmung des weiblichen Ich durch die symbolische Ordnung und das Patriarchat kann zwar auch ihre Tochter als Frau nicht entkommen, es ist ihr jedoch gelungen, sich von dem faschistischen Weltbild und dem autoritären kirchlich-patriarchalen Erziehungssystem, unter dem

sie selbst noch gelitten hat, zu lösen, und die Tradition des Nachkriegsösterreichs an die nächste Töchtergeneration nicht weiterzureichen – in diesem Sinn kann also von einer ‚gelungenen Losbindung‘ der Tochter von der Mutter gesprochen werden.⁷ Ebenso kann der Bericht der Ich-Erzählerin mit seiner differenzierten Aufspaltung in die verschiedenen Schichten des erzählten Ich als Ausdruck der Distanz der Ich-Erzählerin zur Mutter aufgefasst werden. Dies würde auch bedeuten, dass sie gewisse Ich-Grenzen entwickelt haben muss, da sie sich eigene Überlebensstrategien zurechtgelegt hat und somit aus den engen, ihr von der Mutter zugewiesenen Grenzen herausgetreten ist. Die Identitäten von Mutter und Tochter sind daher nicht mehr austauschbar⁸, auch wenn die Verdoppelung des weiblichen Ich im Sinne von Irigaray weiter bestehen bleibt.

2. „Liebe will verdient sein“ – Körperkontrolle und Liebeshungersnot in *Die Züchtigung*“

Eine der radikalsten Metaphern für die Entfremdung von Körper und Sprache des weiblichen Subjekts ist eine ‚kopflose‘ Frau als Ausdruck des ausgetragenen Konkurrenzkampfes der Geschlechter um den Kopf, den die Frau verloren hatte, da sie als ‚femme fatal‘ eine ständige Bedrohung für den Mann darstellte, die er durch die Enthauptung der Frau zu bändigen und zu eliminieren versucht. Cixous deutet das metaphorische Medusa-Bild wie folgt: „Eine Frau ist immer zerteilt, man gestattet ihr nur den Körper und schlägt ihr den Kopf ab, weil sich dort etwas denken ließe. Und wenn es eine Kastration der Frau gibt, findet sie in der Form der Enthauptung statt“⁹. Durch die Trennung des Kopfes (Subjekt) vom Körper (Objekt) wird der weibliche Kopf zum Objekt degradiert. Die Entfremdung zwischen Sprache und Körper gewinnt somit eine neue Dimension und führt unvermeidlich zur irreparablen Schädigung des weiblichen Subjekts.¹⁰

Ähnliche patriarchale Machtstrukturen, die durch den ‚anerzogenen Masochismus‘ der Mutter potenziert werden, liegen auch dem Werk *Die Züchtigung* zu Grunde. Die Mutter Marie glaubt, dass sie es durch dieses Kind „doch noch schaffen“ würde (Zü:76), ihre versäumten Träume und den sozialen Aufstieg in die Realität umzusetzen. Sie betrachtet die Tochter als „ihr[en] einzige[n] Besitz, den sie eifersüchtig, ängstlich bewachte und ständig bedroht glaubte“ (Zü:89), als ein Besitztum, das ihr als Liebesersatz und soziales „Aushängeschild“ dient. Die

⁷ Vgl. Teuchmann, Kristin: Über die Faszination des Unsagbaren., Anna Mitgutsch – eine Monographie. Frankfurt am Main: Peter Lang, 2003, S. 57.

⁸ Vgl. Dernerde, Renate: Mutterschatten – Schattenmütter. Muttergestalten und Mutter-Tochter-Beziehungen in deutschsprachiger Prosa. Frankfurt am Main. u.a.: Peter Lang, 1994, S. 155f.

⁹ Trennung. Ein Gespräch mit Hélène Cixous und Maren Sell., In: Die Schwarze Botin Nr. 2 (1977), S. 13–23, S. 16.

¹⁰ Nach Cixous führt der Weg zur Reaktivierung des Imaginären bzw. zur Geburt des Weiblichen über den Prozess des kreativen Schreibens (*écriture féminine*).

Mutter, die die ihr auf dem Lande zugewiesene Rolle als Frau (die Rolle der Frau und die Pflicht der Mutter ist vorgeschrieben, Mädchen werden zum Gehorsam erzogen) verinnerlicht, vertritt als ‚phallische Mutter‘ die Stimme der patriarchalen Macht und des väterlichen Gesetzes, das das Weibliche durch Erziehung zu Gehorsam und Pflicht züchtigt und zum bloßen Objekt degradiert, um es psychisch und physisch kontrollieren zu können: „Sie [Mutter] herrscht und ich diene, und wenn ich meinen ganzen Mut sammle und Widerstand leiste, gewinnt sie immer, im Namen des Gehorsams, der Vernunft und der Angst.“ (Zü:246) Im Namen des Vaters, stellvertretend für die Herrschaft des Patriarchats, wird die weibliche Identität der Tochter nicht nur durch die permanente (Körper-)Kontrolle, sondern vor allem durch die systematische körperliche Züchtigung zerstört, die als eine von Staat und Kirche sanktionierte Form der Erziehung funktioniert.

Der Psychologe Erwin Ringel vertritt die These, dass sich in der autoritären Erziehung österreichische Spezifika wie Gehorsam, Höflichkeit und Sparsamkeit ausmachen lassen, die die Ursache für die Bereitschaft zu devotem Dienen und „vorausgehendem Gehorsam“ sind, d.h. die Befehle werden errahnt und ausgeführt, noch bevor sie ausgesprochen wurden. Kinder werden in ihrer Autonomie beträchtlich eingeschränkt und eingeengt, sie werden ihrer Eigenexistenz beraubt und zu bloßen Werkzeugen degradiert, mit deren Hilfe die Eltern ihre eigenen Ziele erreichen wollen.¹¹ Dies gilt z.T. auch für den Roman *Die Züchtigung*, wobei hier die autoritären und das Subjekt deformierenden Erziehungsmaßnahmen primär als patriarchale Strukturen begriffen werden, die systematisch und konsequent die Eigenexistenz und Autonomie des weiblichen Ich gefährden bzw. verhindern. Die Züchtigung als Erziehungsmittel der ‚schwarzen Pädagogik‘,¹² die auf die Zerstörung des Selbstwertgefühls und der (v.a. weiblichen) Identität abzielt, bedient sich der Ängstigung, Drohung, Demütigung, Verachtung, Beschämung, des Liebesentzugs, Misstrauens, Spottes und schließlich der körperlichen Gewaltanwendung (Prügel), am wirksamsten in der Kombination ‚Zuckerbrot und Peitsche‘:

Es ist kein Wort gefallen. Alle lassen die Gabel sinken und schauen mit einer Mischung aus Schadenfreude und Entsetzen, wie der Lederriemen auf ihre nackten Schenkel, Waden, Arme heruntersaust, wieder und wieder, bis sie mit dem Kopf auf die Herdkante aufschlägt und hinfällt [...]. Es ist nicht das erste Mal, das sie dem Vater zu Züchtigung übergeben wird. Es schlägt selten mit der bloßen Hand zu, seine Schläge hinterlassen immer Spuren, Nasenbluten, blutunterlaufene Flecken, geschwollene blaue Augen, manchmal einen wackelnden Zahn. (Zü:19)

Die Mutter, die selbst von ihrer Mutter dem Vater zur Züchtigung übergeben worden ist (vgl. das Zitat), degradiert nun die eigene Tochter zum Objekt der väterlichen Gewalt aus Mutters Hand. Doch eins hat sie aus unzähligen Zornesausbrüchen ihres Vaters gelernt – „Nie das Kind im Affekt schlagen [...]“ (Zü:8).

¹¹ Vgl. Ringel, Erwin: Eine neue Rede über Österreich. In: ders.: Die österreichische Seele. Wien: Böhlau, 1984, S. 7–45.

¹² Vgl. Rutschky, Katharina (Hg.): Schwarze Pädagogik. Berlin: Ullstein, 1977.

Dadurch wird das Schlagen zum Ritual erhoben, das als Ersatzbefriedigung dient und wie ein Gottesdienst zelebriert wird. Der Begriff Züchtigung erhält eine religiöse Konnotation und die direkte Sprache der Züchtigung entblößt sich als väterliche Bibelsprache (vgl. dazu Kap. 6.3.1)

Das Ergebnis der sowohl körperlichen als auch sprachlichen Züchtigung ist am Ende das schweigsame, mundtot gemachte Kind, „das besterzogene Kind in der Verwandtschaft“, das am besten eines kann: „Mund halten und sitzen bleiben, nicht dreinreden, still und allein spielen, niemanden belästigen“ (Zü:8). Zum willenlosen Instrument abgerichtet, erkennt sich die Tochter Vera, als sie nach zwölf Jahren mit ihrer eigenen Tochter das Elternhaus betritt, in ihren leblosen, zurechtgeprügelten Puppen wieder, die sie als Kind in ihrer Ohnmacht zum Objekt einer verzweifelten Machtausübung gemacht und gezüchtigt hat, wie ihre Mutter sie selbst: „[...] Aschenbrödel, sie mußten arbeiten und folgsam sein und konnten doch nichts richtig machen, sie waren aufsässig und trotzig und mußten gezüchtigt werden, bis ihre Nasen eingeschlagen waren und ihre Haare in Büscheln in meinen Händen blieben.“ (Zü:102f.) Die physische und psychische Gewaltausübung der Mutter wird verinnerlicht und als ‚Aggression, nach außen hin ‚verarbeitet‘. Die Züchtigung und unentwegte Kontrolle der Tochter durch die Mutter (sie veranstaltet z.B. täglich eine Schultaschenkontrolle – vgl. Zü:122, oder sie züchtigt die Tochter wegen der schlechten Noten – vgl. Zü: 164) ist vor allem auf die Unterdrückung der Entwicklung der weiblichen Identität und Sexualität gerichtet. Die streng abverlangte Körperkontrolle der Mutter gegenüber der Tochter Vera geht auf Marias Erfahrung der Sexualität als Gewaltakt zurück, in dem sich der Mann die Frau unterwirft, und auf Grund der sie kein Selbstverständnis als Frau und keine positiv besetzte weibliche Identität entwickeln konnte. Die Folge ist die Verleugnung und Verdrängung des Weiblichen, „Scham war das einzige Gefühl“ und „je weiblicher dieser Körper wurde, desto mehr Scham empfand sie.“ (Zü:26) Sie entwickelt eine starke Abneigung gegen alles Geschlechtliche, ihr „ekelte vor Männern, ihr ekelte vor dem, was die Erwachsenen heimlich auf Heuböden, zwischen Erdäpfelzeilen und in den Betten trieben, sie wollte nichts davon wissen, nie etwas damit zu tun haben.“ (Zü:27) In ihrer Fantasie führt sie eine asexuelle Existenz als Klosterlehrerin und durchleidet ihre Hochzeitsnacht „als eine der größten Demütigungen ihres Lebens, als eine mit körperlichem und seelischem Schmerz ertragene Einsamkeit“ (Zü:63), da sie sich im sexuellen Akt nur als Gegenstand erleben kann. Sie fühlt sich von ihrem Ehemann missbraucht, misshandelt (vgl. Zü:63, 69f.) und erniedrigt, da er als Lohnarbeiter „tief unter ihr stand, wie sie unter einem Bürgerlichen“ (Zü:38). Was ihr bleibt, ist dessen Verachtung und die „abgrundtiefe Selbstverachtung“ (Zü:24) als Ausdruck der internalisierten bürgerlichen und patriarchalen, frauenfeindlichen Denk- und Verhaltensmuster. Entsprechend ihrem Entschluss, „dann zerstöre ich dich und alle Frauen und alles, was weiblich in mir ist“ (Zü:30), beseitigt sie die erwachende Sexualität der Tochter oder unterdrückt sie zumindest. Das Frauwerden als körperlicher Reifungsprozess wird verlangsamt bzw. unterbunden, indem die Tochter konsequent vom eigenen Körper ferngehalten wird. Mutter und Tochter

schlafen zusammen im Ehebett (vgl. Zü:100,116,143), so dass sich die Tochter der Mutter nicht einmal in der Nacht entziehen kann. Sie funktioniert im Ehebett als „Schutzengel“, der die Mutter vor der „widerlichen, unnatürlichen Sexualität“ mit ihrem Mann durch ihre Anwesenheit „beschützt“ (vgl. Zü:144). Um jeglichen Körperkontakt zu vermeiden, badet die Mutter die 16-jährige Tochter eigenhändig, um ihr keinen Anlass zu geben, sich selbst zu berühren oder in den Spiegel zu schauen (vgl. Zü:207), zieht sie aus und an (vgl. Zü:172), frisiert und oktroyiert den Kleidungsstil, indem sie den pubertierenden Körper der Tochter in schlüsselbeinhohe Baumwollunterhemden und Pluderhosen mit Bündchen hineinzwängt (vgl. Zü:172), denn die Kleidung soll „jede Wölbung [der Pubertierenden], die [sie] von einer Fünfzigjährigen hätte unterscheiden können“ (Zü:169), verbergen. Nur

Hurenwäsche war aus Spitzen und Nylon und bot unzüchtige Einblicke. Sie hakte mir den Büstenhalter auf und zu und inspizierte täglich meine Unterhosen. Schnell mußte es gehen beim Umziehen [...], schnell die Brüste bedecken, nicht hinschauen, es war sündhaft, Brüste zu haben, eine zukünftige Klosterschwester braucht keinen Busen. (Zü:172)

So wie die Mutter ihren nackten Körper vor der Tochter hinter einer Drillichschürze verbirgt, wenn sie jeden Samstagabend gemeinsam in einer Wanne baden, darf auch die Tochter ihren eigenen Körper nicht anschauen, denn was man nicht sieht, existiert nicht. Wenn die Mutter die Tochter nackt ‚erwischt‘, ist sie „angeekelt“ und vergleicht sie abwertend mit einer „Nachtklubbänzerin“ oder einem „Strichmädchen, mit Petticoat und nacktem Busen.“ (Zü:169) Die sich entwickelnde Weiblichkeit der Tochter muss mit allen Mitteln unterdrückt werden, jede (Selbst)Berührung muss strengstens unterbunden werden: „Ich durfte mich nicht berühren, Selbstbefleckung sollte mir erst gar nicht in den Sinn kommen. Sie kam mir doch in den Sinn, unter der Bettdecke, nachts, wenn sie schlief.“ (Zü:171) Diese körper- und lustfeindliche Erziehung, die jeden Körperkontakt als unzüchtig und jede Berührung als Selbstbefleckung darstellt, führt zu dauerhaften physischen und psychischen Schädigungen des weiblichen Subjekts. Die Tochter schämt sich für ihren heranwachsenden Busen – ein deutliches Zeichen der Weiblichkeit und der erwachenden Sexualität – und bekommt, als sie ihn zu verbergen versucht, eine schlechte Haltung. Einem strengen Regelsystem und abergläubischen Pseudoerklärungen unterliegt selbstverständlich auch die Menstruation, während der man, um der Verachtung gegenüber einem menstruierenden weiblichen Körper Nachdruck zu verleihen, nicht baden durfte: „Während der Tage durfte man nicht baden, nicht einmal mit den Füßen ins Wasser steigen, sonst bekam man Epilepsie.“ (Zü:169) Wie die Tochter nach Jahren rückblickend selbst reflektiert und lakonisch feststellt, prägte die Mutter ihr Selbstverständnis als Frau „mehr als die Grausamkeit der Brüder und des Vaters.“ (Zü:30)

Eine andere Art der Körperkontrolle und Erziehung zum asexuellen Wesen stellt der mütterliche Esszwang dar. Das Essen funktioniert als Kontrollmechanismus und Strafmaßnahme der Weiblichkeit. Der Esszwang (Bulimie) dient der Verunstaltung des jungen Körpers zu einer amorphen, sexuell indifferenten und

unattraktiven Masse: „[...] iß, sonst kommst du mir nicht vom Tisch weg, iß, oder ich schlage dich, bis du dich nicht mehr rührst.“ (Zü:95) In der Pubertät wird Vera übergewichtig, denn je mehr sie von der Mutter gelobt wird, desto mehr isst sie, und je mehr sie isst, desto mehr wird sie gelobt (vgl. Zü:172). Essen, Hunger und Verdauen erhalten somit einen metaphorischen Charakter, der Hunger entpuppt sich als „Liebeshungernot“ (vgl. Zü:176), die die Mutter zu ihrem Zweck auszunutzen weiß. Der Mittagstisch wird zu einem „täglichen Kriegsschauplatz“ (Zü:95), auf dem die körperliche Züchtigung und der Nahrungsterror als Liebe und mütterliche Fürsorge der Tochter untergejubelt werden: „Wie hätte ich ihre Torten von mir weisen können, ihre Mühe, ihre Aufopferung, ihre Liebe, die meinen Körper zum Fettkloß verwandelten.“ (Zü:173) Die Mästung soll die beginnende Frauwerdung der Tochter verlangsamen bzw. ganz unterbinden. Das Essen funktioniert im Text als Metapher im Sinne der Überfütterung nicht nur ausschließlich durch Speisen, sondern auch symbolisch durch die Frustration, Ängste und Erinnerungen der Mutter, die der Tochter aufkrotyiert und einverleibt werden.¹³ Den Frust der Mutter lernt auch Vera ‚hinunterzuschlucken.‘. Doch über kurz oder lang müssen sich beide der ‚Unverdaulichkeiten, entledigen, die Mutter Marie erkrankt an Darmkrebs, die Tochter Vera entwickelt Anorexie. „Zuerst aß ich um der Liebe willen, später fastete ich um der Liebe willen.“ (Zü:176) Die nach dem Tod einsetzende Anorexie ist eine direkte Reaktion auf die aufgezwungene Fresssucht der Mutter und insofern keineswegs als eine Auflehnung gegen die herrschende Ordnung (vertreten durch den Patriarch Mutter) zu verstehen, sondern vielmehr ein Ausdruck dessen, wie nachhaltig die Tochter die geltenden frauen- und körperfeindlichen Normen verinnerlicht hat und diese weiter reproduziert. Veras Körper wird durch den Wechsel von der Bulimie zur Anorexie als Ausdruck der Internalisierung der mütterlichen Wünsche zum „perfekte[n] Vollstrecker des Willens [ihrer] allmächtigen Mutter“ (Zü:179). Die ihr von der Mutter abgesprochenen weiblichen Eigenschaften führen durch die Projektion der Mutter auf sich selbst zur Zerstörung des Weiblichen in sich selber. Sie ist nichts und ist u.a. unfähig, überhaupt eine Partnerbeziehung einzugehen außer einer solchen, in der sie die Demütigungen und Erniedrigungen der Mutter immer wieder neu leben kann, wenn sie ihre völlige Selbstentwertung inszeniert und ihren Partnern zur eigenen Bestrafung ein Werkzeug in die Hand legt – so wie sie früher ihrer Mutter ein (z.B. Teppichklopfer – vgl. Zü:96) reichen musste. Die Erfahrung der Unzertrennlichkeit von Liebe und Folter, vom Herrscher und Beherrschten, vom Machtausübenden und Machtlosen schlägt sich in der masochistischen Selbstzüchtigung bzw. in der sadomasochistischen Ritualisierung eigener Selbstausslöschung als Frau nieder: „Wenn ihr mich schlägt, weiß ich, die Welt ist in Ordnung, keinem ist zu trauen, und ich kann aufhören, an der Liebe zu leiden, ich kann euch einen Tritt geben, denn eure Lust, mich zu quälen, hat euch überführt. So wechsele ich meine Mutter, meine Liebhaber wie Hemden.“

¹³ Vgl. Teuchtmann, Kristin: Über die Faszination des Unsagbaren, S. 39.

(Zü:115) Sie muss jedoch bald feststellen, dass ihr kein Liebhaber, kein Mann die Mutter in dieser Hinsicht ersetzen kann (vgl. Zü:152).

3. „*Du wirst schon auf meine Worte kommen*“ – die Züchtigung durch die und in der Sprache

Das Faktum sprachlicher Legitimität ist eben darin begründet, daß die Beherrschten dem offiziellen Sprachgesetz jederzeit potentiell unterworfen sind, selbst, wenn sie [...] ihr ganzes Leben außerhalb seines Geltungsbereichs zubringen und bei offiziellen Anlässen zum Schweigen verurteilt oder auf [einen] zerstörten Diskurs verwiesen sind.¹⁴

Dieses Zitat von Bourdieu geht von der Erfahrung der Nachkriegsgeneration aus, die sich nach 1945 auf Grund des Missbrauchs der Sprache („Lingua Tertii Imperii“) mit den Fragen nach der Funktion der Sprache sowie nach dem Zusammenhang zwischen Sprache und Denken konfrontiert sah. Hand in Hand mit dieser ‚sprachlichen Sensibilisierung‘ rückt die Problematik der Sprache als manipulativer Machtapparat immer mehr in den Vordergrund. Solange die Sprache nach Machtpositionen vergeben ist, werden Sprechakte zur ‚Züchtigung‘ oder wie es Peter Handke in seinem ‚Sprechstück‘ *Kaspar* 1968 radikalisierte – zur ‚Sprachfolterung‘.

In *Die Züchtigung* beschreibt Anna Mitgutsch u.a., wie das Produkt Sprache durch Anpassung an hochsprachliche Normen in seinem Marktwert gesteigert werden soll. Veras Mutter Marie versucht vergeblich, sich durch die sprachliche Anpassung an die Norm in die österreichische Mittelstandsgesellschaft einzugliedern. Ihr Anbiedere, das Nach-der-Schrift-Reden und das So-tun-als-ob (vgl. Zü:148) bleibt erfolglos, ihr sozialer Aufstieg eine Illusion, die zum Scheitern verurteilt ist. „Bettelleut, alle werdet’s einmal Bettelleut“ (Zü:22) – heißt die Prophezeiung des reichen Großvaters als Familienpatriarch, und auch die Großmutter schließt sich dieser Meinung an, als sie sich über ihren zukünftigen Schwiegersohn verächtlich äußert: „[...] der Häusler, der tut mir ja keine Ehre an“ (Zü:37). Konstanze Fliedl weist berechtigt darauf hin, dass der soziale Abstieg in dieser Prophezeiung nicht nur als Prognose latent vorhanden ist, sondern dass „der Sprechakt [...] die Nachkommen bereits zu Bettlern einer Kommunikation [macht], die sich nach Hierarchien des Alters und Besitzes richtet“.¹⁵

Für die Tochter Vera ist die bewusste Abwendung von dieser „Welt des soliden Geschmacks“ (Zü:114) später eine Voraussetzung für ihre Befreiung von der Mutter und damit aus der Vergangenheit, für die Loslösung aus der Mutterbindung und die Verselbstständigung des Ich, die zugleich als eine Befreiung aus der ‚Muttersprache‘

¹⁴ Bourdieu, Pierre: „Was heißt sprechen?“ Die Ökonomie des sprachlichen Tausches. Wien: Braumüller, 1990, S. 50.

¹⁵ Fliedl, Konstanze: Anders sprachlos. Zu den Romanen von Waltraud Anna Mitgutsch. In: Herzmann, Herbert (Hrsg.): Literaturkritik und erzählerische Praxis. Deutschsprachige Erzähler der Gegenwart. Tübingen: Stauffenburg-Verlag, 1995, S. 97–106, S. 100.

(hier im buchstäblichen Sinne) realisiert wird. Denn Züchtigung bedeutet nicht nur körperliche Gewalt, sondern auch Zurichtung durch Sprache, durch „Worte mit giftigen Widerhaken“ (Zü:209), die „das Gift so kontaminiert, daß es nur mehr dieses Gift weitergeben kann“¹⁶. In diesem Kontext bekommt die Drohung der Mutter Marie „Du wirst schon ‚auf meine Worte kommen,“ (vgl. Zü:104,191) ihre wortwörtliche Bedeutung zurück. Da die Tochter Vera die Sprache ihrer phallisch besetzten Mutter, die die ‚Vatersprache‘ übernommen hat, verinnerlicht und ihre Erziehungsphrasen weitgehend internalisiert hat, kann sie auch keine ‚eigene‘ Sprache entwickeln. Ihr weibliches Ich löst sich in der Mutter auf und die Mutter in ihr, sie wird bildlich von der Mutter, die sich als Leerstelle im Text ihrer ‚Dekodierung‘ entzieht, verschlungen und einverleibt: „[...] meine Mutter ist eine Leerstelle [...], ich habe sie nie entziffern können, sie richtet sich hinter den Worten, die sie bannen sollen, auf, wächst wie ein Alldruck, und ich erstarre, während sie mich verschlingt.“ (Zü:134) Indem sich Vera die Leidensgeschichte der Mutter immer wieder anhören muss, sich dieser retrospektiv gegenüber wehrlos „ausgeliefert“ sieht und sie als „eine fortgesetzte Vergewaltigung“ (vgl. Zü:16) empfindet, kann sie beim Nacherzählen ihrer Geschichte auf keine eigene zurückgreifen, sondern nur die Sprache der Mutter reproduzieren.

Das Verschwinden des weiblichen Ich der Tochter in der ‚Vatersprache‘ der Mutter ist besonders deutlich in den Schilderungen der körperlichen Züchtigung zu sehen, als die Ich-Erzählerin die brutalen Prügel als ‚gerechte‘ Strafe und als Ausdruck der ‚unverdienten und niemals abzuverdienenden Mutterliebe‘ (Worte der Mutter) rechtfertigt:

Hätte sie volle Gerechtigkeit walten lassen, hätte sie mich erschlagen müssen. Daß sie mich immer wieder lebend davonkommen ließ, verdanke ich ihrer aufopfernden Mutterliebe, sie kam wie Gottes Gnade, unverdient und niemals abzudienen. (Zü:96)

‚Gottes Gnade‘ und ‚Gottes Strafe‘, die die Mutter im Sinne des ‚Vatergesetzes‘ walten lässt, sind, so wie die Sprache selbst, das direkte Mittel der Züchtigung und dienen der Unterdrückung des Weiblichen innerhalb eines patriarchalischen Systems. ‚Fromme‘ Sprüche und ‚gut gemeinte‘ Ratschläge wie „Liebe will verdient sein, nichts auf dieser Welt ist geschenkt“ (Zü:176), „Kinder müssen unbedingt geschlagen werden, sonst wird nichts aus ihnen, wer sein Kind liebt, der spart die Rute nicht“ (Zü:101) oder „Die Strafe ist immer gerecht und wohlverdient. Wer sein Kind liebt, der züchtigt es.“ (Zü:19)¹⁷, identifizieren eindeutig die Mutter als Träger des väterlichen Gesetzes und Instanz der allmächtigen Gerechtigkeit, die sich der Bibelsprache als ‚Vatersprache‘ bedient und durch die Internalisierung des religiös konnotierten ‚Züchtigungsvokabular‘ die Kette Vater – Gott – Staat – Patriarchat stützt. Wenn sie die Tochter brutal schlägt, glaubt sie, „das Werk eines

¹⁶ Ebda, S. 100.

¹⁷ Vgl. Hebräer 12.6: „Wen der Herr lieb hat, /den züchtigt er.“ und Das Buch der Sprichwörter 13.24, in dem es heißt: „Wer die Rute spart, haßt seinen Sohn, /wer ihn liebt, nimmt ihn früh in Zucht.“

Höheren“ (Zü:97) zu verrichten. Ihr überlegtes und emotionsloses Zuschlagen wird zum „Gottesurteil“ (Zü:165) erhoben, das als gerechte (Gottes)Strafe dem Verschulden und Vergehen (religiöse Begriffe für ernsthafte und gewichtige Verfehlungen) der Tochter folgt und ihr ‚Schicksal‘ besiegelt:

Schläge, das bedeutete nie einen spontanen Zornausbruch [...]. Das begann mit einem Blick, der mich in ein Ungeziefer verwandelte. [...] Da stand das Vergehen [...], und plötzlich war das Vergehen nur mehr Symbol für die ungeheure Schlechtigkeit, für die keine Züchtigung ausreichte. (Zü:96)

Erst durch den Schreibprozess (Schreiben als Widerstand), durch die ‚Versprachlichung‘ der höchst problematischen Mutter-Tochter-Beziehung, gelingt es der Ich-Erzählerin, allmählich durch die Gegenüberstellung der Kindheit der Mutter und der eigenen Kindheitserinnerungen eine Distanz zu gewinnen, die sprachlich durch ironische Brechungen im Text markiert wird. Die Kindheitserinnerungen der Mutter werden von der Erzählerin generell mit den Worten der Mutter (des Erzählgegenstandes) wiedergegeben, häufig als indirekte Rede ohne Anführungszeichen, so dass der Übergang zwischen der Stimme der Tochter und der Mutter, der im Übergang zwischen den durch die Mutter vermittelten Kindheitserinnerungen und den eigenen Kindheitserinnerungen der Tochter realisiert wird, fließend bleibt:

[...] ich weinte um sie, um ihre betrogene Kindheit, um ihre verlorene Jugend, und sie sah mir zu und sagte, da siehst du, wieviel besser du es hast, wie glücklich du sein kannst. Ich war empört über ihren Vater, der sie geschlagen hatte. Es wäre mir nie in den Sinn gekommen, eine Verbindung herzustellen [...] zwischen den brutalen, ungerechten Schlägen, die sie ertragen hatte, und den gerechten Züchtigungen, die sie mir erteilen mußte, auf daß ein ordentlicher Mensch aus mir werde. (Zü:16f.)

In dem letzten Teil des Satzes „auf daß ein ordentlicher Mensch aus mir werde“ wird die Mutter wortwörtlich zitiert, was syntaktisch auf den ersten Blick nicht weiter auffällt – eine bewusste Technik der Autorin, die durch die Einbettung der ‚Mutterzitate‘ in den Redefluss der Tochter einerseits Veras Prägung durch die Mutter sprachlich verdeutlicht und unterstreicht, andererseits aber auch eine ironische Distanz zu derselben vermittelt und auf die Überwindung der Zurücknahme der Tochter als Subjekt hindeutet.

Die von Mitgutsch gewählte Erzählhaltung und Sprache versinnbildlicht die Zwickmühle, in der sich die Erzählerin befindet – den „Versuch, von der Vergangenheit und von der Mutter loszukommen und gleichzeitig dessen Unmöglichkeit“, wie es Teuchtmann in ihrer Monographie formulierte.¹⁸ „Auf ihre Worte (der Mutter) kommen“ bedeutet, dass die Erzählerin beim Erzählen ‚ihrer Geschichte‘ Begriffe und Redewendungen der Mutter, ihre ‚guten Ratschläge‘ und altbewährte Weisheiten übernimmt und sich diese einverleibt. Solche Passagen wie

¹⁸ Teuchtmann, Kristin: Über die Faszination des Unsagbaren, S. 41.

Wir wurden die besten Freundinnen, ich erzählte ihr nichts, sie mir alles. Ich war gut dressiert, meine Antworten waren spontan und entsprachen ihrer Erwartung. Ich brauche kein Fahrrad, es wäre zu gefährlich. Alle in der Klasse gehen auf den Ball, das wäre mir zu kindisch. Meine Freundin Eva hat einen Freund, der sie geküsst hat, wie widerlich.[...] Meine Mutter hat sich für mich aufgeopfert, sagte ich, [...] nur sie liebte mich, ich konnte über alles mit ihr reden. (Zü:9)

sind ein gutes Beispiel für die Dressur der Ich-Erzählerin durch die Sprache und zugleich für deren ironische Brechung. Die wortwörtlichen Zitate der Mutter als Reaktion auf die Bitten oder Berichte der Tochter (sich ein Fahrrad wünschen, auf den Ball gehen wollen, wie die Freundin einen Freund haben) erwecken den Eindruck, sie drücken die Meinung der Tochter aus, obwohl es sich in Wirklichkeit um die Ablehnung ihrer Bitten, um die Zurückweisung der Tochter in die Schranken der kleinbürgerlichen Gesellschaft und die Rechtfertigung der drastischen Erziehungsmaßnahmen handelt. In dem Satz „Meine Mutter hat sich aufgeopfert für mich, sagte ich“ markiert die Erzählerin deutlich, dass sie die Sätze der Mutter als eigene reproduziert, indem sie sich als sprechendes Ich mit der sprechenden Mutter gleichsetzt und sich mit dieser voll identifiziert. Der einleitende Satz „ich erzählte ihr alles, sie mir nichts“ und „ich konnte über alles mit ihr reden“ stehen zueinander in Widerspruch und negieren sich gegenseitig. Diese Diskrepanz steigert sich in eine ironische Brechung, als die Tochter ihr (Sprach)Verhalten als Dressur erkennt und dieses auch in der Selbstreflexion sprachlich mittels der Ironie kenntlich macht: „Ich war gut dressiert, meine Antworten waren spontan und entsprachen ihrer Erwartung.“ Die Erzählerin verfremdet sich selbst zum Beobachtungsobjekt und formuliert distanziert und unverhohlen die Erkenntnis, dass „auf die Worte der Mutter kommen“ die Enteignung der individuellen Rede und somit die In-Frage-Stellung des eigenen Ich bedeutet.

Durch den körperlichen und vor allem den sprachlichen Terror ist der Selbstverlust bzw. die Schädigung des sprechenden Subjekts vor-programmiert und die Konstitution des Ich gefährdet, denn mit dem Verlust der Sprache ist immer auch das ‚Selbst‘ in Gefahr. Die Züchtigung durch die ‚Vatersprache‘ führt zur Verkrüppelung des (weiblichen) Ich, das sich trotz bewusster ‚Korrektur‘ des eigenen Lebens am Leben der Tochter nicht ‚frei-sprechen‘ kann. Vera muss sich am Ende eingestehen, dass sie trotz ihrer Flucht von der kleinbürgerlichen Sicherheit in die Boheme wie ihre eigene Mutter das Leben ihrer Tochter zu beeinflussen versucht hat und wie sie daran gescheitert ist. Der als Widerstand und Befreiung gedachte Schreibprozess erweist sich insofern als hilfreich, dass er die Selbstreflexion über die ambivalente Mutter-Tochter-Beziehung sowie über die Rolle der Mutter als Träger des Gesetzes bei der Sozialisierung der Tochter (des Weiblichen) einleitet. Zugleich verdeutlicht er aber auch die Unmöglichkeit bzw. die Grenzen einer solchen Befreiung, da durch die ‚Verschriftlichung‘ der Erinnerungen die sprachliche Vereinnahmung durch die ‚Vatersprache‘ und somit die Enteignung des weiblichen Ich demonstriert wird, dem nur eine ‚zugerichtete‘, deformierte Sprache innerhalb der symbolischen Ordnung zur Verfügung steht.

4. Fazit

Trotz des radikalen Lebenswandels und der antiautoritären Erziehung der eigenen Tochter muss die Tochter rückblickend feststellen, dass sie in jeder Hinsicht die Tochter ihrer Mutter geblieben ist und dass sie sie nicht zu besiegen vermag: „Sie herrscht, und ich diene, und wenn ich meinen ganzen Mut sammle und Widerstand leiste, gewinnt sie immer.“ (Zü:246) Das gilt auch für die Unfähigkeit, eine ‚normale‘ Beziehung zu Männern aufzubauen, an der sie die Internalisierung der ‚Vatersprache‘ und des Weiblichen als das Negative und Verdrängte hindert. In einer Mann-Frau-Beziehung wiederholt sie immer wieder die verinnerlichte Konstellation des Täters und Opfers in der unzertrennlichen Verbindung von Liebe und Folter, so wie sie es in der Beziehung zur Mutter erfahren hat. Ein weiteres Beispiel der Schädigung und der Unfähigkeit, sich von dem Einfluss der Mutter zu lösen, ist die Umkehr der von der Mutter aufoktroyierten Fresssucht in die Magersucht, d.h. die körperliche Züchtigung der Mutter wird durch die Selbstzüchtigung abgelöst.

Eine solche Präsenz der Mutter weist deutlich auf eine durchlässige Grenze zwischen Mutter und Tochter hin – eine Grenze, die durch die Einschreibung tiefer emotionaler Wunden und durch die erfahrene ‚mütterliche‘ Sozialisation für das Körperverständnis und die Sprache der Tochter markiert ist und die sich in ihrer Ambivalenz als eine Ich-in-Beziehung sowohl konstituierend als auch hemmend, sowohl prägend als auch brüchig zugleich erweist.